

Buckelmarie

Autor(en): **Apel, Anni**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **25 (1921)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572119>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

und die andern ihm strafende Blicke zuwerfen.)

Habersaat (Ziege auf ins Auge fassend): Was ich sagen wollte, ist das: Wie der Menschenmord, so ist auch der Tiermord ein uns vererbter Greuel. Und wie wir heute die Kannibalen als traurige Ueberbleibsel verachten, so werden künftige Generationen die letzten Fleischesser bemitleiden.

Rienößl (macht Mrs. Whiton eine Verbeugung): Mit Ihrer gütigen Hilfe, Mrs. Whiton.

Habersaat: Unsere Gottheit ist Luft

und Licht. Durch vollkommenen Atem entwickeln wir die elektrischen und magnetischen Kräfte, die zur Wiedergeburt der Rasse notwendig sind.

Ziege auf: Dabei behauptet so mancher durchtriebene Wicht, er könne nicht von der Luft leben.

(Inzwischen sind mehrere Ga Lamas vor die Veranda gekommen, die Habersaat begeistert Beifall spenden und dann das Bundeslied: „Wir sind hier auf dieser Erde ...“ anstimmen; während sie singen, fällt der

Vorhang.

(Fortsetzung folgt.)

Buckelmarie.

Ein Märchen von Anni Apel, Zürich.

Es lebte einmal ein Kind, das trieb törichte Dinge, über die man furchtbar lachen mußte. Statt die ihm anvertrauten Gänse zu hüten, lockte es Schmetterlinge und Bienen an; ihm erschien das nicht sonderbar; denn die Leichtbeflügelten fächelten ihm den Duft von Blumen zu, den es in den Wäldern und Wiesen nie wiederfand. Marie hatte auch gar nicht den Willen, Gänse zu hüten; sie wollte den Eltern sagen, daß sie etwas gefunden habe, das viel schöner sei als alle Gänse der Welt; aber ihre Sprache verwirrte sich bei der Wiedergabe des Geschauten, weil sie mehr fühlte, als sie gedanklich greifen konnte. Man lachte über sie und schalt sie dumm. Darüber wurde sie sehr traurig, aber nicht böse. Sie dachte: ich werde euch die schönen Blumen bringen; dann werdet ihr sie sehen und euch mit mir freuen! Sie lief eilig und rief die Bienen zu sich, um sie zu fragen, wo die Blüten ständen, die so wunderbar dufteten. Sie summten Antwort und flogen mit den Schmetterlingen davon. Marie schaute erstaunt; dann fiel ihr ein: „ja, richtig, ich kenne ja eure Sprache nicht!“, und eifrig machte sie sich daran, sie von ihnen zu erlernen; mit jedem Tag wurden ihr die Laute dieser Tiere vertrauter. Sie hörte durch sie von einem ihr noch unsichtbaren Land; aber da niemand von den Menschen, die sie alle liebte, daran glauben wollte und jeder nur ihrer spottete, wenn sie ihm da-

von sprach, empfand sie Weh über ihre Einsamkeit, das war so groß, daß es in ihrem Körper keinen Platz mehr fand und sich aus ihrem Rücken heraus drängte. Nun hatten die Leute noch mehr zu lachen; denn das Leid hing wie ein zu schwerer Saß an ihrem kleinen Körper: sie nannten sie nur noch Buckelmarie. Darüber wurde sie so verstört, daß sie auf die Heide lief und trostlos weinte.

Da kamen alle Tiere, auch die Gänse, die sie so schlecht gehütet hatte, und sprachen ihr gut zu. „Ihr seid so gut,“ sagte sie zu ihnen; „kommt ihr auch aus dem schönen Lande, dessen Duft auf den Flügeln der Schmetterlinge ruht? Wo ist es?“ Und Antwort gaben ihr Himmel und Erde mit schwellendem Gesange. Berauscht legte sie den Kopf zurück und achtete nur der Melodie und nicht des Wortes, das ihr den Namen des fremden Reiches nannte. Sie lief in ihrem Glückstaumel zu den Menschen. „Kommt und hört!“ rief sie. „Du dumme Buckelmarie, komm lieber und arbeite!“ war die Antwort der Leute. Marie war aber zu erfüllt von dem eben Erlebten, und faßte einen Topf, den man ihr zum Halten gegeben hatte, so achtlos an, daß er ihr entglitt und Scherbel wurde. Nach dieser Ungeschicklichkeit ließ man sie ganz ihrer Wege gehen.

Marie hatte nun Zeit, auch des Nachts in die Heide hinein zu lauschen. Wenn sie unter dem Sternenhimmel lag, dachte sie:

dort ist das schöne Land. Von ihrem Atem erwachten die Sterne, Tiere, Bäume und Blumen, und erzählten ihr von dem lieblichen Reich ihrer Sehnsucht, bis sie einschlief; und der Traum trug sie in das Wunderbare. Jeden Morgen fand sie einen glänzenden, buntfarbigen Stein in ihrem Herzen, den die Gefährten der Nacht ihr zum Andenken zurückgelassen hatten. Und während sie noch einmal zärtlich all das Schöne überdachte, stürmten die Buben des Dorfes schon an ihr vorbei zur Schule und riefen: „Dumme Marie, dein Höcker ist bald größer als du!“ Ehe sie die garstigen Worte begriffen hatte, waren sie schon fort. Sie sah sich über die Schulter ihren Buckel an und dachte traurig: „Er verdeckt mich ganz.“ Einen wilden Schmerz empfand sie darüber und eilte den Kindern nach, riß ihr Herz auf und schüttete die klaren, hellen Steine, die in ihm verwahrt lagen, unter sie; aber sie fielen auf schmutzigen Boden und verloren allen Schimmer und Glanz. Marie glaubte vor Kummer sterben zu müssen; erst im milden Leuchten der Nacht löste sich ihre Zunge; sie schrie den Vertrauten zu: „In mir ist kein Raum mehr für eure Herrlichkeiten; schenkt mir einen Menschen, dem ich wiedergeben darf, was ich von euch empfangen!“

„Habe Geduld,“ antworteten sie; „das Land der Liebe soll dein werden; noch hast du Tränen in dir, die nicht eingetauscht sind gegen unvergänglichen Edelstein.“

„Das Land der Liebe!“ Der armen Marie, da sie nun ihre Sehnsucht mit Namen rufen konnte, schlug das Herz in froher Seligkeit; um sie herum blühten Blumen auf in der Farbe jungen Wiesengrüns. Ihr Körper verlor alle Schwere; Melodien rannen von ihren Lippen; ihren lieblichen Gesang nahmen Vögel auf ihre Flügel und trugen ihn als ersten Gruß in weite Ferne. Sie sah ihnen nach: „Wohin fliegt ihr?“ Als Antwort fächelten ihr Schmetterlinge süßen Duft zu. Nun wußte sie, daß sie dem Reich der Liebe nahe war; zwei lezte Tränen schimmerten in ihren Augen, der Freude entgegen.

Als die Bewohner des Dorfes Marias Glück sahen, liefen sie zusammen und schrien einer dem andern zu: „Der Buckel wird närrisch; er fängt an zu tanzen!“ Marie fühlte aber den Spott nicht mehr; sie folgte den Vögeln, und als das Reich ihr sichtbar wurde, zersprang ihr häßlicher Buckel, und zwei Flügel, die aus ihrem Leid gewachsen waren, hoben sie auf und trugen sie zum Königsthron. Dort legten sie sich um ihren Körper zu einem schimmernden Gewande. Der König sprach: „Wie schön bist du! Hast du noch mehr als diesen Glanz?“ Sie nahm ihr Herz in beide Hände und sprach: „Geben und nehmen war seine Sehnsucht; willst du es haben?“ Der König beugte sich tief über die Gabe und küßte das Herz; dann legte er es zu dem seinen; dort glühte es auf in dem wundersamen Feuer der Liebe.

Steinmar, ein Schweizerischer Dichter des 13. Jahrhunderts.

Von Hans Corrodi, Zürich.

Das 12. und 13. Jahrhundert bilden eine der glanzvollsten Epochen in der Kulturentwicklung Europas: eine Hochflut religiösen Empfindens erfaßte die christlichen Völker des Abendlandes und warf sie in immer neuen Wellen nach dem Orient zur Erlösung des heiligen Landes aus den Händen der Heiden; sie fand ihren Ausdruck in den Wunderwerken der Gotik, sie brachte das Rittertum zur höchsten Entfaltung und machte es zu einem Kulturfaktor ersten Ranges. In den ritterlichen Epen gestaltete es sein Erleben

in künstlerischer Form, im Minnesang hinterließ es uns die Zeugnisse seiner Empfindungen, vor allem seiner Sitte, seiner Zucht, seiner Mode: des Frauendienstes.

Im Werk Walters von der Vogelweide erreicht die eigentümliche literarische Moderichtung des Minnesanges ihren Gipfelpunkt; Walter nimmt noch einmal die konventionellen Minnemotive auf, übergießt sie mit dem Zauber seiner Anmut, gibt ihnen zugleich die zierlichste Schönheit und die größte innere Wahr-